

Das Verbrechen des Arztes.

(Nachdruck verboten.)

9) Roman von J. G. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Dieser Gedanke erschütterte Guy vom Wirbel bis zur Zehe, er suchte ihm wie ein Blitz durch den Körper. Und gleich wieder folgte ein andrer Gedanke, daß er sie vielleicht nie wieder sehen werde, daß er kein einzigesmal ihre Lippen geküßt haben würde. Da überkam ihn ein wahnwitziges Verlangen, sie zu umarmen, dieses schöne Geschöpf in seinen Armen zu halten, in langen Zügen die frischen roten Lippen zu küssen. Doch das war unmöglich! Er war keinen Augenblick darüber in Zweifel, wie sie so etwas aufnehmen würde — er sah im voraus ihren verstörten Blick, ihre Enttäuschung, ja ihren Widerwillen gegen jede brutale Bewegung.

Guy ergriff die Hand Madeleines, berührte sie lang und zart mit seinen Lippen und begnügte sich, zu flüstern:

„Wie tapfer und gut Sie sind! Ein solcher Augenblick genügt, um Jahre des Unglücks vergessen zu machen.“

Auf der Straße überkam ihn eine Art von Schwindel. Das Pflaster schien vor seinen Sohlen zu fliehen, wie beweglicher Sand. Es brauste ihm in den Ohren, die Vorstellungen in seinem Gehirn wirbelten durcheinander wie im Traum und ab und zu wiederholte er die Worte: „Sie ist mein! Sie ist mein! . . .“ mit der Trunkenheit eines Feldherrn, der einen Sieg errungen hat.

Durch seine Armut, seinen Ehrgeiz und leidenschaftliche Art, mit der er arbeitete, war er bisher von der Liebe fern gehalten gewesen. Jetzt offenbarte sich ihm plötzlich eine neue herrliche Seite des Lebens von beeindruckendem Glanz. Aber die Totenglocke läutete, sein Herz erstarrte, er bemerkte, daß er den Weg nach der Rue de Penthièvre genommen hatte. Also hatte ihn ein dunkler Instinkt, trotz des Rausches, der ihn erfüllte, nach der Richtung gelenkt, wo sein Schicksal sich entschieden hatte. Das traf ihn wie eine böse Vorbedeutung.

„Ich kann mich nicht mehr auf mich selbst verlassen,“ sagte er sich. „Wenn ich selbst mich zu verteidigen hätte, ich wäre mein ärgster Feind!“

Es wurde ihm schwer, sich selbst zu überzeugen, daß er heimkehren müsse. Der Instinkt war hartnäckig, das unbestimmte, unsagbare, dumme Bedürfnis, mehr zu erfahren, beherrschte ihn, doch widerstand er mühsam und ging nach der Rue de Miromesnil.

„Ist niemand da gewesen?“ fragte er das Mädchen.

„Nein, Herr Doktor, nur einige Briefe sind gekommen.“

„Es ist gut!“

Beruhigt trat er in sein Zimmer. Aber eine gerichtliche Zustellung im Couvert zog seine Blicke an; er öffnete es voll Entsetzen.

Es war nur eine ganz einfache Vorladung vor den Untersuchungsrichter, unpersönlich wie das Gesetz selbst. In den Augen des Arztes nahm sie eine bedrohliche Gestalt ein.

„Ich bin verloren,“ sagte er sich.

Und seine erste Regung war, nach dem Revolver zu greifen, eine Regung, die ihn mit Verachtung gegen sich selbst erfüllte. Aber die Erschütterung war so groß gewesen, daß er sich nicht auf den Füßen zu halten vermochte. Er warf sich in einen Fauteuil und blieb einige Minuten körperlich und geistig regungslos, als ob er einen schweren Schlag erhalten hätte.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich verhältnismäßig ruhig, und er machte sich daran, die Lage zu prüfen. Die Vorladung erhielt nichts Bedenkliches, denn, wenn man beobachtet hätte, ihn zu verfolgen, dann hätte man ihn doch nicht durch eine Mitteilung darauf aufmerksam gemacht.

„Das wäre ja geradezu ein Wink, die Flucht zu ergreifen!“

Schon dieser Gedanke beruhigte ihn wieder. Aber gleich darauf fiel ihm ein, daß man ihm vielleicht nur eine Falle gelegt hatte, so daß er, wenn auch scheinbar frei, doch schon in den Händen der Justiz war.

Was nun thun?

„Abwarten? Der Vorladung Folge leisten? Gut. Aber wenn man mich festnimmt? Dann wird man mich einer

förperlichen Untersuchung unterziehen, wird mir meine Waffe wegnehmen, dann liegt mein Schicksal nicht mehr in meinen Händen. Die Zuflucht zum Revolver wird illusorisch, ich muß also etwas andres herausfinden.“

Diese Komplikation regte ihn auf und demütigte ihn. Sie bewies ihm nur zu deutlich, daß die Umstände stärker sind als unsere festesten Entschlüsse. Natürlich würde er schon Mittel und Wege finden, sich aus dem Leben zu schaffen, aber wie? Sollte er sich den Kopf an der Mauer einrennen, oder sich im Gefängnis erhängen? Das waren Möglichkeiten, die ihm widerstanden. Die Wahrscheinlichkeit, damit sein Ziel nicht zu erreichen, ist zu groß. Folglich, wenn er sich heute nacht nicht das Leben nahm, dann wußte er nicht, wann er noch weiterhin Herr darüber sein würde. Die Möglichkeit, daß er durch alle Wege eines Prozesses, durch die Schande der Verurteilung werde hindurchgehen müssen, rückte näher. Sie aber heute nacht das Leben nehmen, das war der höchste Grad des Blödsinns. Es lag ja gar kein Beweis vor, daß man ihn aus andren Gründen, als nur als Zeugen vorlud . . .

„So viel ist klar,“ murmelte er vor sich hin, „ich kann diesen wahnwitzigen Unsin nicht ausführen. Ich muß warten! warten!! . . .“ fügte er mit bitterem Lächeln hinzu; „wer weiß, ob ich nicht im beständigen Zuwarten meine ganze Energie verliere. Wer weiß, ob ich mich nicht so weit erniedrige, daß ich mich sogar in Sträflingskleider steden lasse. Man muß ein sehr naives Gemüt haben, um an die Dauer eines Seelenzustandes zu glauben! Hatte ich etwa gestern früh eine Ahnung, daß ich zum Dieb werden würde? Und doch, ich darf mich jetzt nicht töten! Es ist meine Pflicht, zu warten . . .“

Er sah Madeleine vor seinem geistigen Auge erstehen, so frisch und strahlend, daß er aufschrie. Und dann sagte er sich ferner:

„Während ich vernommen werde, wenn dies überhaupt geschieht, muß ich mich erschießen. Ja, aber man wird mir gleich in die Hand fallen, wenn ich mich versehe, das wird gräßlich sein. Aber es giebt ein sicheres Mittel mich zu retten, ich verbrenne meine Banknoten. Dann wird nie im Leben jemand etwas erfahren.“

Die Banknoten verbrennen! Er warf einen langen, verzweifelten Blick auf den Geldschrank, dann öffnete er die eiserne Thür und holte die Bündel heraus.

Das Feuer glomm noch, es galt nur eine Bewegung, und jeder Beweis war verschwunden.

Seine zusammengekrampften Hände umschlossen das flüchtige Vermögen. Eine unsagbare Angst preßte ihm die Kehle zusammen, er glaubte zu ersticken. Dann also hätte er umsonst gestohlen! In einigen Augenblicken würde er wieder ganz arm sein, in einigen Augenblicken würde er Madeleine entsagen müssen, denn trotz der gewechselten Liebeserklärungen war er überzeugt, daß sie ihn ohne Einwilligung ihrer Mutter nicht heiraten würde, und diese würde einen ruinierten Schwiegerjohn zweifellos abweisen. Ja, er würde verloren sein, und gestohlen hat er ja doch! Noch mehr! Das Verbrechen war nicht wieder gutzumachen! Marguerite Dufrène blieb für immer beraubt! Das war der Untergang, das Unglück für jeden einzelnen!

„Das wäre doch wirklich zu dumm!“

Und er warf die Bündel wieder in den Geldschrank zurück. Wieder verfolgte ihn eine neue Versuchung! Sollte er wirklich kein Licheres Versteck finden können?

Alle Vorsätze des vorausgegangenen Abends verfolgten ihn. In neuer Gestalt zeigten sich ihm die Kombinationen des Vorabends. Wie am Abend, fand er auch jetzt alles undurchführbar. Wenn er noch Werkzeuge gehabt hätte, dann hätte er vielleicht etwas versuchen können! Einmal nur versuchte er, die Marmorplatte des Kamins aufzuheben. Gleich darauf lachte er über seine Naivetät. Das Feuer! Es blieb nur noch das Feuer!

Und wieder begann die ganze Reihenfolge der Ideen in seinem fiebernden Hirn zu kreisen, bis er es unwiderruflich aufgab, vor dem nächsten Morgen irgend etwas zu unternehmen.

Einem Schlafmittel dankte Guy einen leidlichen Schlaf. Sein Erwachen war weniger erschreckend als am ersten Tage.

Er begann sich an den Zustand zu gewöhnen. Langsam kleidete er sich an und dachte: „Jetzt muß ein bestimmter Entschluß gefaßt werden!“

Er befand sich in der Lage jener Schüler, die am Morgen die Aufgabe, die sie sich am Abend vorher durchaus nicht merken konnten, ganz gut wissen. Sein Entschluß war in der Nacht gereift. Er setzte alles aufs Spiel. Wenn ihm noch hier und da Zweifel durch den Kopf fuhren, so hatten sie doch nichts zu sagen.

Er schrieb seine Visiten ein, steckte seine Vorladung in die Brieftasche und faßte das Bild der Lage in die Worte zusammen:

„Das Unglück, falls es eines ist, ist nun einmal geschehen! Ich kann es nur einigermaßen gutmachen, wenn ich ausharre. Also harre ich aus!“

Er prüfte sorgfältig seinen Revolver, ließ ihn in die rechte Außentasche seines Ueberrodes gleiten und murmelte:

„Das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht einen Augenblick finden sollte, um ein Ende zu machen. Sie kriegen mich nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Theorie und Praxis.

Von Léon Kanrof. Aus dem Französischen.

Herr Ledoug (mit seinem beständigen, leicht spöttischen Lächeln): „Also, wenn ich Sie recht verstehe: Sie glauben an kein Kismet?“

Herr Torot (achselzuckend): „Kismet! Kismet! Unsinn, sage ich Ihnen! Nichts als Unsinn!“

Herr Ledoug: „Aber es giebt arbeitssame, solide Leute, denen nichts glückt!“

Herr Torot (mitleidig lächelnd): „Und was beweist das? Die Tölpel sind eben selbst daran schuld!“

Herr Ledoug (eigenfönnig): „Nicht immer!“

Herr Torot (mit überlegener Miene): „Möglich, aber es dürfte nicht schwer fallen, ganz natürliche Erklärungen für ihr Mißgeschick zu finden statt von Kismet und dergleichen zu reden.“

Herr Ledoug (hartnäckig): „Ich bitte um Entschuldigung, aber es giebt doch ganz unerklärliche Fälle . . . So lenne ich z. B. einen braven, ehrlichen, klugen Menschen, dem keine Arbeit zu viel ist, und der doch von einem unerbittlichen Fatum verfolgt wird . . .“

Herr Torot (ungeduldig): „Fatum! Fatum! . . . Lassen Sie mich doch endlich damit in Ruhe!“

Herr Ledoug (fortgesetzt lächelnd): „Entschuldigen Sie, aber ich spreche nicht von den alltäglichen, kleinen Vorkommnissen des Lebens: daß mein guter Mann sich z. B. bloß auf eine Bank zu setzen braucht — und sie ist frisch gefirichen, natürlich nicht in der Farbe seiner Hose; daß er nur wagen darf, mit einem neuen Hut auszugehen — sofort beginnt es zu regnen, und der Hut ist kaputt oder wird ihm von einem Wirbelwind entführt; daß man ihm im Restaurant Bouillon serviert, in der keine Fettsaugen, dafür aber reichlich Haare schwimmen, oder Eier, die im vorigen Jahrhundert gelegt sind!“

Herr Torot: „Und was beweist das? Doch nur, daß Ihr Mann nicht aufpaßt, wo er Platz nimmt, daß er sich einen Barometer kaufen und zu Hause weihen muß!“

Herr Ledoug: „Meinetwegen! Ich bin nicht eigenfönnig! Aber in seinen Geschäften ist's noch schlimmer. Er hat sich vor Jahr und Tag mit Luxuswaren etabliert. Aber wann, glauben Sie wohl? Gerade einen Monat vor der Kriegserklärung 1870! Natürlich hat er denn auch bald darauf Bankrott gemacht!“

Herr Torot (spöttisch): „Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß wir das schreckliche Jahr gehabt haben, bloß um ihn bankrott zu machen?“

Herr Ledoug (fortfahrend, ohne auf den Einwand zu hören): „Er sagt sich: „Das sollen mir die Deutschen teuer bezahlen!“ Er tritt in die Armee ein und wird gleich am ersten Abend schwer verwundet . . .“

Herr Torot: „Auf dem Schlachtfelde?“

Herr Ledoug: „Dunkelhaus nicht, im Gegenteil — in der Kantine bei der Explosion einer Petroleumlampe! Endlich ist er geheilt. Der Krieg ist aus und er macht sein Geschäft wieder auf. Zunächst scheint alles gut zu gehen. Da, eines schönen Tages wirft ein Mädchen einen Spirituslocher um. Sofort steht sein Laden in Flammen. Seine Wohnung, die Läden seiner Nachbarn — alles brennt. Es war 8 Uhr abends. Seine Feuerversicherungs-Kasse war um 12 Uhr mittags abgelaufen und er wollte am nächsten Morgen um acht eine neue ausstellen lassen!“

Herr Torot (spöttisch): „Das konnte ich mir schon denken!“

Herr Ledoug: „Der Hauswirt, die Nachbarn verklagen ihn. Er wird verurteilt, ist ruiniert. Er bekommt eine Anstellung bei einer großen Eisenbahn-Gesellschaft.“

Herr Torot (lachend): „Da erfindet man das lenkbare Luftschiff?“

Herr Ledoug: „Nein, das nicht. Er hält sein Schicksal für befähigt, faßt frischen Mut und heiratet ein junges hübsches Mädchen. Drei Tage nach der Hochzeit gesteht sie ihm, sie habe zwei Kinder, über deren Herkunft sie sich nicht ganz klar sei.“

Herr Torot: „Das kann bei zerstreuten Menschen schon vorkommen!“

Herr Ledoug: „Er verzeiht seiner Frau. Vierzehn Tage später überrascht er sie eines schönen Abends mit einem Kollegen aus seinem Bureau. Er macht ihr Vorhaltungen, sie gelobt Besserung — am nächsten Mittag überrascht er sie wieder mit einem Eisenbahn-Beamten!“

Herr Torot (lachend): „Also ein Beamter auf jeder Station? Dann hätte er eben keine Frau, sondern einen Ringbahnzug geheiratet!“

Herr Ledoug: „Zum Gespött seiner Kollegen geworden, nimmt er seinen Abschied und klagt auf Scheidung. Man spricht sie aus — natürlich gegen ihn! Er sucht eine neue Stelle, findet auch eine in einem Warenhause; vier Wochen später ist das Haus pleite. Er bekommt eine andre Stelle. Drei Tage nach seinem Eintritt wird der Chef wegen schmutziger Sachen verhaftet. Er wendet sich dem Bankfach zu, kauft seine letzten paar Groschen zusammen, um behufs Eintritts in ein großes Bankhaus eine Kaution stellen zu können.“

Herr Torot: „Am nächsten Morgen brennt der Bankier durch?“

Herr Ledoug: „Nein, mein Lieber — schon eine Stunde später! Der arme Teufel verliert sein Letztes. Ohne einen Sou, muß er froh sein, irgendwo als Hausdiener anzukommen. Bumm! bricht er sich den Arm. Man bringt ihn ins Krankenhaus, wo er lange liegen muß! Endlich kommt er heraus. Er hat noch keine zehn Schritte gethan, als ihm eine große Bulldogge zwischen die Beine läuft und ihn zu Fall bringt. Er bricht sich ein Bein und verrenkt sich das zweite!“

Herr Torot (achselzuckend): „Aber, was beweist das alles?“

Herr Ledoug: „Also in alledem sehen Sie kein Kismet? Kein schwarzes Fatum?“

Herr Torot (die Arme zum Himmel erhebend): „Aber lassen Sie mich doch endlich damit in Ruhe! Ich sage Ihnen ja, es existiert überhaupt nicht, Ihr Fatum! Alles, was Ihrem Namen passiert ist, ist einfach, alltäglich, nichts weniger als übernatürlich! Wenn Sie so wollen, hätte ja die ganze Welt ein Fatum!“

Herr Ledoug (voll Bewunderung): „Wissen Sie, lieber Freund, Sie sind der erste, den diese Geschichte nicht verblüfft.“

Herr Torot (bescheiden): „Weil ich eben überlege, weil ich Kopf und Herz auf dem rechten Fleck habe — ganz einfach!“

Herr Ledoug: „Also Sie glauben nicht, daß ein böses Verhängnis über diesem guten Mann waltet?“

Herr Torot (lebhaft): „Wenn Sie darunter eine unsichtbare, geheimnisvolle, hartherzige Macht verstehen, — niemals!“

Herr Ledoug (ihm warm die Hand drückend): „Wie mich das freut, Sie so sprechen zu hören, mein lieber Freund! Wie mich das freut!“

Herr Torot (erstaunt): „Warum denn?“

Herr Ledoug (warm): „Weil es wohlthut, endlich einmal einen Menschen zu finden voll Mut, Charakterstärke und . . .“

Herr Torot (abwehrend): „Aber ich bitte Sie! Sie wollen mir doch nicht etwa einreden, daß ich eine Ausnahme bin?“

Herr Ledoug (nachdrücklich): „Doch! Doch! Denn bei allen meinen Freunden habe ich bisher vergebens versucht, diesen Pechvogel unterzubringen . . . Niemand hat etwas davon wissen wollen. Alle haben sie Furcht, mit dem Manne könnte auch das Unglück gleichzeitig bei ihnen einziehen.“

Herr Torot (verächtlich): „Die Dummköpfe!“

Herr Ledoug: „Sie sind der erste, der über solchen Aberglauben erhaben ist! . . . Ich weiß, Sie brauchen gerade einen Portier für Ihr Haus. Ich stelle Ihnen meinen Schützling morgen früh vor.“

Herr Torot (stotternd): „Um . . . Wie meinen Sie? . . . Aber . . . gestatten Sie . . .“

Herr Ledoug: „Nein, nein! Ich garantiere für den Mann, für seine Treue, seine Lichthgkeit.“

Herr Torot (sucht verwirrt nach einer Ausflucht): „Schön, schön . . . Ich werde mir die Sache überlegen . . . Ich werde Ihnen Bescheid sagen . . . Oder besser: ich werde Ihnen schreiben . . .“

Herr Ledoug (hartnäckig): „Wozu denn? Die Sache ist doch abgemacht?“

Herr Torot (lebhaft): „Aber durchaus nicht! Nicht im mindesten!“

Herr Ledoug (erstaunt): „Wie, Sie schlägen es ab?“

Herr Torot (sich angelegentlich in die Betrachtung seiner Stiefelspitzen vertiefend): „Ja, wenn ich mir alles reiflich überlege — ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

Herr Ledoug: „Aber ich verstehe nicht . . . Die Stelle ist doch noch nicht besetzt, soviel ich weiß? Und dem armen Teufel würde damit eine Wohlthat erwiesen.“

Herr Torot: „Ich versichere Ihnen; einfach unmöglich!“

Herr Ledoug: „Aber warum denn? (Erleuchtet.) Aha! Das Fatum meines Schützlings macht also auch Ihnen Furcht?“

Herr Torot (sich in die Brust werfend, stolz): „Furcht? Mir? Aber ich bitte Sie! Ich habe Ihnen ja schon mehrfach erklärt: ich glaube an kein Fatum! (Energisch.) Aber an etwas

andres glaube ich, was mich noch niemals getäuscht hat . . . An Ahnungen! . . . Und — ich weiß nicht, warum? . . . ich habe solch eine Ahnung, daß es mein Unglück wäre, wenn dieser Mann bei mir einträte!" —

Bärenbesuch bei einem Einsiedler.*)

Nach meiner Rückkehr erstieg ich noch eine unweit der Burg liegende Anhöhe, um nach Vären auszuforschen, aber — wie gewöhnlich — ohne, trotz sehr sorgfältigen Umherschärens, einen entdecken zu können. Um 6 Uhr ging ich hinein und setzte mein Essen auf; während der Topf kochte, legte ich mich gegen meine Verwöhnheit nicht in den Schlaffad, sondern setzte mich auf diesen und wartete, bis das Essen fertig war. Als dies so weit war, kroch ich in den Schlaffad, löschte den Primus aus und fing an, ein wenig zu lesen.

Etwas vor 8 Uhr ging ich, wie gewöhnlich, wieder ins Freie, um die letzte meteorologische Ableitung zu besorgen. Das Wetter war großartig, und ich stand lange vor der Thür und betrachtete mein Visavis, Kap Vera auf Nord-Devon, über das Eis hinweg durch das Fernrohr. Endlich drehte ich mich um, legte das Fernrohr in das auf dem Dache des Hauses liegende Futteral und erblickte zu meiner großen Ueberraschung einen Bären, der ein gutes Stück außer Schußweite auf dem steinigen Abhange stand. Glücklicherweise hatte er mich nicht gesehen, teils, weil eine Menge Dinge, die auf dem Hausdache lagen, mich beinahe verdeckten, teils, weil er stark damit beschäftigt war, irgend etwas zu fressen.

Natürlich war ich nicht faul, mein Gewehr zu holen, schnürte mir aber auch, durch frühere Erfahrungen belehrt, meine Fingerringe ordentlich zu.

Der Bär stand noch immer auf derselben Stelle; ich gelangte unbemerkt vom Hause nach einem großen Felsblöcke, hinter dem ich Deckung fand und wo der Bär mir schußgerecht war. Doch als ich einen Schritt zur Seite machte, um ungehindert schießen zu können, glitt ich auf einer hartgefrorenen Schneewehe aus und verlor das Gleichgewicht.

Der Bär erhob den Kopf, sah mich sofort, stieß einen gellenden Pfiff aus und flüchtete sich am Abhange höher hinauf, so daß er mir, als ich wieder festen Fuß gefaßt hatte, von neuem außer Schußweite war. Diesmal aber war ich ordentlich angezogen und konnte nun auch schnell laufen; mein Gegner hatte daher keine Zeit, seitwärts auszukneifen, sondern mußte gerade aufwärts rennen; er eilte immer höher hinauf, so daß ich zu glauben begann, wir würden alle beide direkt in den Himmel hinauflaufen. Schließlich mußte der Bär sich doch dazu bequemen, sich für eine der beiden Seiten zu entscheiden, und als er dicht unter der Felswand angekommen war, entschied er sich dafür, nach Westen zu laufen. Groß war der Abstand, aber das ließ sich nicht ändern, denn jetzt mußte ich schießen, und ich schoß — daneben.

Der Schuß that dennoch Wirkung, denn der Bär blieb stehen und machte Front, so daß er mir die rechte Schulter zuwandte. Ich ging etwas näher und zielte dann sehr sorgfältig; das Geschöß, eine Expansionskugel, zerstückte das rechte Vorderbein, ging durch die Lunge und kam aus dem obersten Teile der linken Seite wieder heraus, wo es ein solches Loch machte, daß man vier Finger auf einmal hineinstecken konnte.

Trotz dieser fürchterlichen Wunde versuchte das arme Tier doch noch zu fliehen und kroch über eine sehr harte, steile Schneewehe. Ich war aber jetzt näher gekommen und gab ihm einen Schuß in den linken Bug; er konnte sich nicht mehr halten, begann zu gleiten und rollte schließlich ein paar hundert Fuß hinunter, bis er an einem Steinblock liegen blieb. Ich eilte ihm, so schnell ich konnte, nach und gab ihm noch einen Schuß in den Kopf, der seinen Leiden ein Ende machte, worauf ich ihn nach dem Fuße des Abhanges hinunterrollte.

Es war ein kleines, außergewöhnlich mageres Männchen; der Größe — und wie ich mir einbilde — auch dem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, ist es nicht unmöglich, daß es derselbe Bär war, der mich am 25. März heimsuchte. Ich machte mich sofort ans Abhäuten, das sich diesmal rasch abwickelte, denn um 10 Uhr war er abgehäutet und zerlegt, worauf ich nach Hause ging und meinen Sieg auf die gewohnte Weise mit — Kaffeetoden feierte.

Am nächsten Morgen schleppte ich das Fell und das Fleisch nach dem Hause hinunter, worauf ich die Walfatt besichtigte. Es waren niedliche Dinge, die ich da erblickte. Der Bär war in raschem Trabe von Westen gekommen, auf den Eisfuß und von da bis an die Haus Thür gegangen, ohne auch nur einmal stehen zu bleiben; vor dem Eingang muß er, nach den Spuren zu urteilen, einige Zeit geschnuppert haben. Wenn dies geschehen ist, als ich an der Thür auf meinem Sack saß und mein Essen kochte, so hätte ich nur den Arm auszustrecken brauchen, um ihn an der Nase zu zupfen, und ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß es gerade um diese Zeit geschehen ist, denn wenn nicht gleichzeitig der Primus gesummt hätte, hätte ich ihn doch wohl hören müssen. Dort hatte ihn jedoch offenbar irgend etwas erschreckt; er war eine kleine Strecke nach Osten ge-

laufen und darauf auf den Aussichtshügel geklettert, wo er eine Weile gesessen und auf das Haus hinab gesehen hatte. Dann hatte er sich wieder nach diesem hinunter begeben, war unmittelbar am Depot vorbeigegangen und hatte sich über den Wärenfleischhaufen hermacht, wo er den Rest des Fettes und das Meiste der Eingeweide aufgefressen hatte. Als ich mich aber drinnen im Hause zu bewegen begann, hatte er den Rest der Eingeweide mitgenommen, und dies war es gewesen, was er fraß, als ich ihn zuerst erblickte.

Ich will nicht bestreiten, daß dies, meiner Ansicht nach, ein bißchen zu weit ging; denn der nächste Schritt würde ja sein, daß solch eine Bestie zu mir ins Haus käme, und da ich außergewöhnlich fest schlafe, würde ich ihn über mir haben, ehe ich überhaupt wach sein konnte. Der Wunsch, einen Hund zu haben, regte sich immer stärker in mir. Vorläufig aber mußte es beim Wunsche bleiben, und alles, was ich zur Vergrößerung meiner persönlichen Sicherheit thun konnte, war, daß ich abends das Gewehr aus dem Futterale nahm, die Säbne spannte und es mir handgerecht neben den Schlaffad legte. Außerdem verbarrikadierte ich die Thür von außen mit eintigen Stangen, die Lärm machen mußten, wenn ein Bär einzubringen versuchte. Durch die Seitenwände des Hauses würde er mich wegen der dicken Schneemauer nicht überumpeln können, wogegen ich leicht die Ehre haben konnte, seinen Besuch durch das Dach des Hauses zu erhalten.

In dieser Art geschah jedoch nichts, denn am 4. April kam kein Bär und am 5. ging es mir ähnlich wie Isaak, dem Sohne Abrahams, von dem geschrieben steht, daß er aufs Feld hinausging, „und er hob seine Augen auf und sahe, daß Kamele daher kamen“.

Von Westen her langte nämlich eine größere Karawane an, bestehend aus denjenigen, welche den Kapitän und Pfaffen auf ihrem Wege begleitet hatten. Es war unbestreitbar eine große Freude für mich, wieder Menschen zu sehen, und ich lud mich augenblicklich selbst bei ihnen zu Gaste, so lange sie sich bei der Burg aufhielten. —

Kleines feuilleton.

k. Die „Corroborees“ der Australneger bilden in der Hauptsache theatralische Darstellungen von Ereignissen, die in der Kenntnis der Stammesmitglieder fortleben und überliefert werden sollen. So kann jeder Stamm nach seinen verschiedenen Erfahrungen ein ganz verschiedenes Repertoire von darzustellenden Szenen haben, die je nach der Gelegenheit wieder geändert werden können. Durch häufige Proben wird eine große Kunstfertigkeit darin gewonnen. Auf diese Weise werden die jungen Mitglieder des Stammes in gewissem Sinne ständig in der Kenntnis ihrer Geschichte unterwiesen. Die australischen Eingeborenen zeigen sich dabei als poetisch und musikalisch gut veranlagt. Die Frauen begleiten die „Corroborees“ mit einem seltsamen Gesang und schlagen den Takt mit zwei Stöcken, wobei die Stimmen je nach den Vorgängen der Darstellung an- oder abschwollen. Im „Wide World Magazine“ schildert ein Augenzeuge, Charles H. Kerry, eine solche Zeremonie. Hat man über eine Reihe derartiger Vorstellungen entschieden, so ergeben Einladungen in die Nachbarschaft. Der Stamm, der die geschilderten „Corroborees“ aufführt, besteht aus etwa 100 Mitgliedern, deren Lager materisch am Rande der „Macquarie Reed-Beds“ liegt. Die „Miamias“ oder Hütten bestehen in der Hauptsache aus wenigen Platten Rinde, die auf Pfählen ruhen. Der Wohnort des Königs ist anspruchsvoller und mit einigen alten Säcken geschmückt. Der Platz für den „Corroboree“ neben der Niederlassung ist ein durch einen Graben bezeichneter Kreis von etwa vierzig Metern Durchmesser, der gründlich geegnet und geseggt ist. Die weißen Zuschauer wurden an den Rand des Kreises gesetzt, und ein Dolmetscher erklärte ihnen die verschiedenen Bewegungen. Der erste „Corroboree“ stellte ein „Austreiben der Schafe“ dar. Eine Anzahl Krieger in voller Kriegsmalerei traten in den Ring, gruppieren sich und stelen auf ein Zeichen des Königs auf alle Viere. Neben diese „Schafe“ stellten sich zwei Männer mit Bumerangs, deren Spitze auf den Boden gerichtet war. Sie beaufsichtigten die Thore. Ein anderer stolz aussehender Wilder stand zum Zählen dabei; nun wurden Versuche gemacht, die „Schafe“ durchzutreiben. Diese leisteten jedoch Widerstand, und die Erregung wurde sehr groß, indem sie stießen und zurückgingen und blöckten, bis in der Verzweiflung ein Mann beauftragt wurde, ein Schaf zu fassen und als Leitzammel durchzubringen. Er ergriff ein „Schaf“ beim Kopfe, und trotz seines heftigen Widerstandes und seiner Versuche zu stoßen, zog er es gewaltsam durch das Thor. Jetzt folgte die ganze Menge dem Leitzammel, und die Zähler und Treiber thaten inzwischen sorgfältig und systematisch ihre Arbeit. Da die Rechnung aber ergab, daß einige Schafe fehlten, wurden sie wieder durch die Thore gezählt und die Darstellung wurde mit Veränderungen wiederholt, bis die Rechnung für genau erklärt wurde. Die Frauen hörten dann mit ihrem Gesang auf, die Männer nahmen wieder eine aufrechte Haltung ein, die Scene war vorbei. Das seltsame Licht der Feuer, der rhythmische Tonfall des begleitenden Viereckes und der große Ernst der gehaltenen Wilden mit ihrer wunderbaren Aufmerksamkeit auf jedes Detail machte den „Corroboree“ sehr interessant. Eine andere Scene, „Das treulose Weib“, schilderte, wie eine Frau von einem Tapferen aus einem andern Stamm fortgeloht wird. Die Reife durch den Wald, das Aufspüren der Flüchtlinge durch den bestrogene Gatten, die schließlich Entdeckung, der darauf folgende heftige Kampf, bei dem alle Stammesmitglieder die Schuldigen zu Tode

*) Aus: E. Verdrup „Neues Land“. Leipzig. F. A. Brodhäus. Zwei Bände, gebunden 20 M. — Das Werk schildert die Erlebnisse des Kapitäns Verdrup und seiner Gefährten im Polargebiet westlich von Grönland. Die wissenschaftliche Expedition verweilte vier Jahre im hohen Norden. —

schlagen, machten diesen „Corroborace“ zu einem schauererregenden Schauspiel. Auch die andern noch aufgeführten Scenen, „Ein kranker Krieger“, „Eine Schlacht“ — die getrennt die Zwischenfälle bei einem Kampfe schilderte, der vor vielen Jahren zwischen zwei feindlichen Stämmen stattgefunden hatte — „Das betrunkene Weib“, „Schafschur“ usw. waren ebenso sorgfältig einstudiert. Nach Schluß jeder Scene aber stürmten die versammelten Krieger in die Mitte des Ringes und sagten mit lauter Stimme und in schneller Folge die Namen einer Anzahl Orte in dem Bezirk her, wobei sie schnell herumgingen und jeden Namen mit einer Erhebung ihrer Waffen und Fußstapfen begleiteten; das Ganze endete mit dem einstimmigen Chor: „He! He! He! Waugh!“ So wurden im Laufe des Abends einige hundert Namen hergesagt, was einen Teil der Erziehung der jungen Leute bedeutet, die ihrem Gedächtnis die Namen der Orte einprägen sollten, die sie bei ihren Wanderungen besuchen konnten. —

Medizinisches.

ss. Geistesstörung durch Frost. In der Poliklinik für Nervenkrankheiten an der Universität Göttingen wurde im vorigen Winter ein sonderbarer Erkrankungsfall beobachtet, der jetzt von Dr. Vogt in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ in seinem ganzen Verlauf beschrieben wird. Ein Lokomotivbeizer im Alter von 34 Jahren war in den ersten Dezembertagen bei außerordentlich kaltem Wetter nachts auf der Lokomotive von Eichenberg nach Göttingen gefahren und zwar derart, daß der rückwärtige Teil der Maschine in der Fahrtrichtung voran fuhr und er so den Zugwind aus erster Hand bekam. Dem Mann war die Mütze verloren gegangen und er hatte keine andre Kopfbedeckung. Die Temperatur betrug in der fraglichen Nacht — 27 Grad Celsius. Nachdem der Lokomotivführer heimgekehrt war und die Nacht geschlafen hatte, verspürte er am andern Morgen heftige Kopfschmerzen; die rechte Gesichtshälfte zeigte sich gerötet und etwas geschwollen. Diese äußerliche Erscheinung verlor sich im Verlauf des Tages von selbst, dagegen stellte sich eine tiefgreifende und höchst auffallende Geistesstörung ein. Dem Mann kamen alle Gegenstände der Außenwelt verändert vor, und er vermochte bald die sonst am meisten vertrauten Personen und Gegenstände nicht mehr zu erkennen. Sein Zustand nahm immer mehr etwas Traumhaftes an, ohne daß die äußere Ordnung des Handlungsfeldes gestört wurde. Nach einigen Stunden versank er in eine Art tiefer Bewußtlosigkeit, sein Gesicht war starr, blaß, kalt und ausdruckslos, und er schien überhaupt kein Bewußtsein von irgend einem Gegenstand oder einem Geschehnis in seiner Umgebung zu haben. Dieser Zustand hielt volle drei Tage an. Auf besonders lautes Anrufen und gleichzeitiges Schütteln konnte man gelegentlich eine Antwort von ihm erreichen, aber es zeigte sich später keine Erinnerung an irgend einen Vorgang während dieser Tage, wie denn überhaupt das Gedächtnis mit der Nachhausekunft wie ausgelöscht erschien. Auch an den Besuch des Arztes vermochte sich der Mann erst vom dritten Tage seiner Krankheit an zu erinnern, als sich die Starre langsam zu lösen begann. Jedoch erkannte er Personen und Sachen fürs erste nur, wenn man seinem Gedächtnis zu Hilfe kam. Sinnesstörungen waren während der ganzen Dauer der Erkrankung vermuthlich gar nicht vorhanden, und es blieb auch später keine Folgeerscheinung zurück. Weder die Körperbeschaffenheit noch die Abstammung der Kranken ergab eine Erklärung für den Eintritt der Geistesstörung, und auch für Alkoholismus oder Geschlechtskrankheit lag kein Anhalt vor, insbesondere hatte der Mann am Abend der betreffenden Nacht nicht getrunken.

Es blieb also nur der Schluß übrig, daß die unmittelbare Einwirkung der großen Kälte auf den Schädel die Ursache der Erkrankung gewesen wäre, eine Art Gegenstand zum Hitzschlag oder vielmehr zum Sonnenstich. Eine rein geistige Erkrankung nach lediglich örtlicher Kälteeinwirkung auf den Schädel ist bisher von den Aerzten noch niemals beobachtet worden, sondern nur geistige Störungen als Nebenerscheinungen neben andern krankhaften Folgen. Leute, die in halberfrorenem Zustand im Freien gefunden werden, zeigen häufig geistige Störungen, aber gerade bei solchen spielen die Sinnesstörungen meist die wichtigste Rolle, so daß man diese Fälle zum hallucinatorischen Wahnsinn gerechnet hat. Die Erklärung der von Dr. Vogt beschriebenen Erkrankung läßt sich nur auf Grund der Feststellungen finden, die bei den am Sonnenstich Verstorbenen gemacht worden sind. Die unmittelbare Einwirkung einer übermäßigen Temperatursteigerung scheint sich danach in wirklichen Veränderungen der Gehirnmasse zu äußern, und man darf wohl folgern, daß eine ungewöhnliche Erkältung den gleichen Einfluß besitzt. Ein Einwand, der gegen diese Auffassung noch gemacht werden könnte, wäre ein Hinweis auf die Möglichkeit, daß es sich nur um einen epileptischen Anfall gehandelt hätte, der durch jeden starken äußeren Reiz ausgelöst werden kann und sich auch nicht immer als ein eigentlicher Kampf zu äußern braucht. Dieser Punkt wäre schwierig zu entscheiden, weil sich ein epileptischer Zustand auch allmählich im Laufe von Jahren vorbereiten und dann plötzlich in die Erscheinung treten kann. Auf den beschriebenen Fall wird diese Auffassung demnach nicht anwendbar sein. —

Aus dem Pflanzenleben.

ie. Eine zweite Baumbüte als Folge einer Feuersbrunst. Auch in unsren Breiten, wo der Baumwuchs sich im allgemeinen streng an eine Jahresperiode hält, kommt es

nicht allzu selten vor, daß gewisse Bäume im Herbst eine zweite Blüte treiben. Namentlich an Kirschen und Kastanienbäumen wird wohl jeder schon einmal diese Naturerscheinung beobachtet haben, gelegentlich auch an Birn- und Apfelbäumen. Genauere Untersuchungen haben diese Thatsache auch als erklärlich erscheinen lassen, insofern als die neuen Blütenknospen der Obst- und anderer Bäume schon Ende August vollständig entwickelt sind, obgleich dazu bestimmt, erst im folgenden Frühjahr aufzubrechen. Wenn nun ungewöhnliche Temperatur-Verhältnisse im Herbst eintreten und längere Zeit anhalten, so verleben sich einige dieser Knospen gleichsam in der Jahreszeit, entfalten sich noch im Herbst und gehen dann natürlich bald zu Grunde, ohne ihren eigentlichen Zweck erreicht zu haben. In einem französischen Ort wurde in diesem Herbst gleichfalls das Auftreten einer zweiten Blüte an Apfel- und Birnbäumen beobachtet, die aber eine ganz sonderbare Ursache hatte und den Botaniker Jolly dazu veranlaßte, einer Pariser wissenschaftlichen Gesellschaft davon eingehende Mittheilung zu machen. An einem Herbsttage brach in dem betreffenden Landstädtchen eine Feuersbrunst aus, die ein ganzes Häuserviertel niederlegte. Der vom Wind genährte und rasch verbreitete Brand kam vor einem großen Obstgarten, der ausschließlich mit Birn- und Apfelbäumen besetzt war, zum Stillstand. Zwei Reihen der Fruchtbäume wurden gänzlich verbrannt, drei weitere Reihen schwer beschädigt. An den Bäumen der sechsten Reihe aber, die auch noch ernste Verletzungen erhalten hatten, zeigte sich die seltsame Erscheinung, daß sie einige Wochen darauf neuen Blütenzweigen anlegten. Diese Herbstblüte konnte nur auf die starke Erhitzung durch die Feuersbrunst zurückgeführt werden, weil die Bäume entgegen ähnlichen Vorcommissen nicht nur einige Blüten entwickelt, sondern sich wie im Frühjahr ganz mit Blüten bedeckt hatten. Andre Stämme, die der Hitze weniger ausgesetzt waren, zeigten auch noch einzelne Blüten. Die Naturerscheinung wirkte um so merkwürdiger, als ein Teil der Zweige an den blühenden Bäumen durch das Feuer ziemlich stark gerötet und seiner Lebensfähigkeit beraubt schien. An denselben Zweigen fanden sich gebörte und neue grüne Blätter nebst Blüten. Nach einer andren Richtung hatte der Brand in der Nähe von großen Kiefern die gleiche Wirkung gemacht, und auch diese überzogen sich einige Wochen darauf mit Blütenzweigen wie im Mai. Die Wirkung der Hitze des Feuers auf die Entwicklung dieser Blütenknospen konnte demnach als unzweifelhaft betrachtet werden. Es handelt sich dabei um einen ähnlichen Einfluß, wie er von den Gärtnern mit Absicht hervorgerufen wird, um außerhalb der eigentlichen Jahreszeit Blüten von gewissen Pflanzen zu erlangen. Auffallend ist nur der Umstand, daß eine Erhitzung von solcher Stärke und von verhältnismäßig kurzer Dauer gleichfalls diese Wirkung hervorzubringen vermag. Der fragliche Brand begann etwa eine halbe Stunde nach Mittag und war gegen vier Uhr bereits gelöscht. Bei der künstlichen Beschleunigung der Blüten unterhält man längere Zeit eine erhöhte Außentemperatur. Es fällt dem Botaniker schwer, eine eigentliche Erklärung für jene Wirkung abzugeben, da sich nicht recht begreifen läßt, wie eine plötzliche Erhitzung den schlummernden Blütenknospen eine derartige Energie zu erteilen vermag, daß sie nach Wochen zwangsweise ausblühen. Man kann da nur ganz allgemein von einer plötzlichen Erregung des Protoplasmas sprechen, die zu einer schnelleren Zellteilung und damit zur weiteren Entwicklung Anlaß gegeben haben muß. Vielleicht ist auch eine teilweise Austrocknung der vorzeitigen Entfaltung der Blüten günstig. —

Notizen.

- In den nächsten Tagen erscheint bei Johann Cassenbach, Berlin: „Aus engen Gassen“, Gedichte von Otto Krille, mit einem Vorwort von Clara Zetkin. Preis 60 Pf. —
- Claudius Merten wurde von Ferdinand Bonn auf mehrere Jahre als Charakterdarsteller für das Berliner Theater engagiert. —
- Die Premiere von Paul Lindaus neuem Schauspiel „... so ich Dir“ im Lessing-Theater ist auf Wite Januar 1904 verschoben worden. —
- Sven Langes Schauspiel „Stille Stuben“ erzielte bei der Erstaufführung im Neuen Theater zu Halle a. S. einen starken Erfolg. —
- Söhreys „Dorfmusikanten“ gelangen noch am 29. November (Nachmittags-Vorstellung), 1. Dezember, 2. Dezember und 6. Dezember (Nachmittags-Vorstellung) zur Aufführung; die Nachmittags-Vorstellungen finden zu ermäßigten Preisen statt. —
- Massenets Oper „Manon“ geht als nächste Novität des Opernhauses am 1. Dezember in Scene. —
- Nach dem letzten Jahresbericht der Wiener Secession wurden die drei Ausstellungen des vergangenen Jahres von 56 980 Personen besucht; es wurden Kunstwerke im Betrage von 186 574 Kronen angekauft, darunter zwölf Werke für öffentliche Galerien. —
- In Port Arthur wird demnächst ein Schiff für eine Expedition schwedischer Naturforscher ausgerüstet werden, die im April 1904 unter Führung des Polarforschers und Zoologen Koltör den nördlichen Teil des Stillen Oceans besuchen wollen. Der Zweck dieser Expedition ist die Erforschung jener Gewässer auf ihren Fischreichtum. —